

RICHARD SAAGE

## Utopia als »irdisches Paradies«. Zu Johann Gottfried Schnabels »Insel Felsenburg«<sup>1</sup>

## I.

Schnabels Roman *Wunderliche FATA einiger See-Fahrer*, berühmt geworden unter dem Titel *Insel Felsenburg*, gilt als einer der wichtigsten deutschen Beiträge zur Tradition der politischen Utopien im Zeitalter der Aufklärung. Dieses Buch erwies sich zudem im 18. Jahrhundert als ein außerordentlicher Publikumserfolg, der »von Verlegern und Fortsetzern ohne Bedenken ausgenutzt wurde, mit dem Ergebnis, daß noch viele Jahre später Besuche auf den ›beiden Inseln Groß- und Klein-Felsenburg‹ zum Reiseprogramm von Robinsonen zählten. Schnabels Beschreibung des Inselparadieses soll sogar manchen jungen Menschen verführt haben, ›auf abenteuerliche Weise die glückliche Republik des Altvaters Julius, womöglich, in der Ferne aufzusuchen‹ (Haken). Und die Frau Oberamtswärterin in Wielands *Bonifaz Schleicher* (1776) kann sich ›gar keinen Begriff‹ davon machen, ›daß außer der Bibel, ihrem Gesang- und Kommunionbuche, dem Kalender, dem klugen Beamten, der *Insel Felsenburg*, und den *Gesprächen im Reich der Toten* (welche die Bibliothek ihres Mannes ausmachten) noch irgendein anderes gedrucktes Buch in der Welt sein könnte.«<sup>2</sup> Tatsächlich erlebte Band 1 des Romans zwischen 1731 und 1768 acht Auflagen, Band 2 zwischen 1732 und 1767 sieben Auflagen, Band 3 zwischen 1736 und 1767 sechs Auflagen und Band 4 zwischen 1737 und 1769 immerhin noch fünf Auflagen.<sup>3</sup>

Sicherlich wurde diese Resonanz, die Schnabels Buch zu einem »der meistgelesenen deutschen Romane seiner Zeit«<sup>4</sup> machte, auch von der Annahme des Publikums getragen, daß die *Insel Felsenburg* eine Variation auf Daniel Defoes berühmtes Werk *Robinson Crusoe* sei. Doch Schnabel hat sich zu Recht gegen den Vorwurf gewandt, sein Roman sei nichts als »zusammengeraspelte Robinsonaden-Späne«<sup>(6)</sup>. Die Originalität seines Werkes besteht vielmehr darin, wie ein zeitgenössischer Autor bemerkt, »die Geschichte Robinsons als Geschichte des Menschen und seiner fortschreitenden Kultur im Kleinen«<sup>5</sup> dargestellt zu haben. Auch gelingt es Schnabel, das Handlungsszenario dieses Romanes, vor dessen Hintergrund er den historischen Entstehungsprozeß seines idealen Gemeinwesens literarisch gestaltet, durch eine doppelte Rahmenerzählung den Leser bei seiner Lektüre zu motivieren: »Den äußeren Rahmen bildet die Geschichte eines fiktiven Herausgebers Gisander, der das Manuskript der *Insel Felsenburg* von einem ›Literatus‹ nach dessen Postkutschenunfall erhält und zum

Richard Saage – Jg.1941,  
Politikwissenschaftler,  
Professor an der  
Martin-Luther-Universität  
Halle-Wittenberg.

1 Im folgenden zitiere ich nach folgender Edition: Johann Gottfried Schnabel: *Insel Felsenburg*. Hrsg. v. Volker Meid und Ingeborg Springer-Strand, Stuttgart 1979. Die Belegstellen der Schnabel-Zitate aus dieser mit Bd. I des Schnabelschen Romans identischen Edition, durch runde Klammern gekennzeichnet, befinden sich im Text. Belegstellen aus Bd. III dieses Werkes sind den Fußnoten zu entnehmen. Die Rechtschreibung wurde modernisiert. Das trifft auch für die Zitate der zeitgenössischen Kommentatoren Schnabels zu.

2 Volker Meid/Ingeborg Springer-Strand: Nachwort zu: Schnabel, *Insel Felsen-*

Druck befördert. Das Manuskript selbst enthält (als innere Rahmenerzählung) die Hauptgeschichte des in der Ich-Form erzählenden Eberhard Julius mit seinen Berichten über die ›paradiesische‹ Insel Felsenburg. Innerhalb dieser Hauptgeschichte sind eine Fülle von Einzelgeschichten eingefügt; es handelt sich um die Lebensberichte von Europa-Emigranten und künftigen Bewohnern der Insel Felsenburg.<sup>6</sup>

Hinzu kommt, daß *Insel Felsenburg* verschiedene Lesarten ermöglicht. Einerseits konnte es den verelendeten Schichten des dritten Standes durch die Schilderung einer idealen Gegenwelt so etwas wie Hoffnung vermitteln, weil Schnabel in seinem Roman »einen Neubeginn und mit diesem ein grundsätzlich besseres Leben des Menschen für möglich hält« (668). Andererseits ging vielleicht genau von den Aspekten des Buches eine große Faszination aus, die von der zeitgenössischen moralisierenden Literatur-Kritik gerade verworfen wurden. »In einer elenden barbarischen Sprache geschrieben« und die »Phantasie des jungen Lesers (...) zum Nachteil des gesunden Menschenverstandes« entzündend, verderbe es nicht nur den Geschmack junger Leute und lenke sie von »der nötigen Tätigkeit« ab, weil es den Leser mit einer Welt konfrontiere, in der man ohne Mühe, Fleiß und Arbeit glücklich leben könne. Es enthalte darüber hinaus, weit schlimmer noch, »der Moralität so nachteilige Grundsätze und Bilder«, daß es den »schädlichsten Romanen« in nichts nachstehe.<sup>7</sup> Tatsächlich wurde das Werk dann auch zu einem Jugendbuch umstiliert, aus dem der Bearbeiter alle anrühigen Passagen entfernte und anstößige Szenen verharmlosend glättete.

Der Bekanntheitsgrad der *Insel Felsenburg* steht in einem schroffen Gegensatz zu den gesicherten Fakten, die man über Schnabels Lebenslauf weiß.<sup>8</sup> Arno Schmidt hat sie prägnant zusammengefaßt: Johann Gottfried Schnabel »wurde am 7. November 1692 als einziges Kind des Pfarrers zu Sandersdorf (bei Bitterfeld) geboren; beide Eltern verlor er schon im zweiten Lebensjahr. Am 9. Februar 1702 wurde er als »auswärtiger Schüler« auf der Latina in Halle aufgenommen; (in den Universitätsmatrikeln von Leipzig, Jena, Halle, Kiel findet sein Name sich später nicht.) 1708-12 nimmt er unter dem Prinzen Eugen an 3 brabantischen Campagnen teil; man vermutet, als Feldscher beim Stabe. Dann verschwindet die Spur wieder; erst vom 4. August 1724 datiert die Eintragung, daß er als »Hofbalbier« zu Stolberg am Harz den Bürgereid abgelegt habe; bis 1742 ist er dort urkundlich nachweisbar. Sein weiteres Schicksal, sein Todes-Ort und -Jahr, sind unbekannt; die Stolberger Totenlisten enthalten bis 1792 seinen Namen nicht.«<sup>9</sup> Dennoch reicht dieses dürftige Datengerüst aus, um sich ein Bild von den Lebensumständen machen zu können, unter denen Schnabel seinen utopischen Roman schrieb: Er hat, wie die neuere Forschung zeigen konnte, in seiner Stolberger Zeit zwischen 1731 und 1743, in der die vier Bände der *Insel Felsenburg* erschienen, in sehr ärmlichen Verhältnissen gelebt. Obwohl dem bürgerlichen Stand zuzurechnen, kamen er und seine fünf Kinder – seine Frau starb im Jahr 1733 – kaum über das Existenzminimum hinaus: Die Qualitätsstufe seines Lebensstandards schwankte zwischen dem »Stand der

burg (Anm. 1), S. 594f.

3 Vgl. Meid/Springer-Strand: Nachwort (Anm. 2), S. 594, FN 5.

4 Ebd.

5 Johann Christian Haken: Bibliothek der Robinsone. In zweckmäßigen Auszügen vom Verfasser der grauen Mappe, Bd. 1, Berlin 1805, S. VI.

6 Wilhelm Vosskamp: »Ein irdisches Paradies«. Johann Gottfried Schnabels Insel Felsenburg, in: Klaus L. Berghahn und Hans Ulrich Seeber (Hrsg.): Literarische Utopien von Morus bis zur Gegenwart, 2. Auflage, Königstein/Ts. 1983, S. 95.

7 Christian Carl André: Felsenburg, ein sittlich-unterhaltendes Lesebuch, Teil I, Gotha 1788/89 (unpaginiert).

8 Zur Biographie Schnabels vgl. Erich Schmidt: Johann Gottfried Schnabel (pseudonym Gisander), in: Allgemeine Deutsche Biographie, Bd. 32, Berlin 1971 (Nachdruck der ersten Auflage von 1891), S. 76-79; Arno Schmidt: Herr Schnabels Spur. Vom Gesetz der Tristaniten, in: ders.: Nachrichten von Büchern und Menschen, Bd. I. Zur Literatur des 18. Jahrhunderts, Frankfurt am Main 1971, S. 55f; Roland Haas: Lesend wird sich der Bürger seiner Welt bewußt. Der Schriftsteller Johann Gottfried Schnabel und die deutsche Entwicklung des Bürgertums in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts, Frankfurt am Main 1977, S. 7-49 u. S. 441-531.

9 Schmidt: Herr Schnabels Spur (Anm. 8), S. 55.

10 Haas: Lesend...  
(Anm. 8), S. 30.

11 Günther Dammann.  
Stolberg im Meer, in:  
DIE ZEIT Nr. 37,  
13. November 1992, S. 77.

12 Meid/Springer-Strand:  
Nachwort (Anm. 2), S. 603.

Dürftigkeit« und dem »Stand der Notdurft«: »Er hatte also innerhalb seines Standes vermutlich ›kein Auskommen‹; Konsumverzicht zugunsten literarisch-bürgerlicher Ziele war in Schnabels Familie offenbar üblich«. <sup>10</sup>

Von Schnabel ist daher zu Recht gesagt worden, er habe »seine Vita unter seinem Wert« leben müssen. Doch als »Bürger ohne Grundbesitz am unteren Ende des Standes« kannte er sich wie kaum ein anderer in den gesellschaftlichen Mißständen seiner Zeit aus: Sie prägten schließlich seine eigene Lebenswelt, in der er – nach dem Tod seiner Eltern ohne Studium und akademisches Amt – »statt dessen halb Friseur, halb Chirurg, sozial wenig angesehen« fortwährend um die »Nahrung« für seine Familie und sich kämpfen mußte. <sup>11</sup> Nirgendwo schlug sich dieser Erfahrungshorizont authentischer nieder als in der in »Insel Felsenburg« geübten Zeitkritik. Zu Recht ist hervorgehoben worden, daß die europäische Wirklichkeit »als Gegenbild zur Utopie des Gemeinwesens der Insel Felsenburg (...) durch die zahlreichen Lebensläufe« derjenigen vermittelt wird, die in ihm Zuflucht finden. Sie »zeichnen ein grimmes Bild der gesellschaftlichen und politischen Zustände Europas, das nur von wenigen Lichtblicken erhellt wird. Lebenslauf um Lebenslauf enthüllt Mißstände in den verschiedensten Bereichen der Gesellschaft«. <sup>12</sup> Tatsächlich wird die Situation in Europa von den Betroffenen als eine Katastrophe ohne Ende erfahren. Kriege zerstören selbst wohl situierte Familien. Sind die Eltern umgekommen, so bleibt den Kindern in den Kriegswirren nichts anderes als »das Brot vor den Türen zu suchen, von einem Dorfe und Stadt zur anderen zu wandern, und letztlich fast ganz ohne Kleider umherzugehen« (109).

Selbst der Reichtum bietet keine Sicherheit. Oftmals rasch erworben, kann er »jederzeit gar plötzlich und zwar öfters auf gefährlichste, nicht selten gar auf lächerlichste Art wieder verloren« gehen (326). »Tausend und abertausend Christen« gebe es, so Schnabel, »die mit ihrer sauren Handarbeit kaum so viel« verdienen, daß »sie sich nach Vermögen ersättigen können. Die wenigsten Reichen wollen den Armen von ihrem Überflusse« etwas geben, weil sie fürchten, »dadurch selbst in Armut zu geraten« (269). Dem sozialen Elend entspricht, daß in Schnabels Schilderung der europäischen Verhältnisse es von »herumschweifenden Mördern, Spitzbuben und Dieben« (317) nur so wimmelt. Wer zeigt, daß er über Geldstücke verfügt, weckt bei den anderen Begehrliehkeiten, deren Befriedigung Mord mit einschließt (313). Trinkgelage mit Fremden enden damit, daß der ahnungslose Mitzecher im Rausch ausgeplündert wird (115). Nachts müssen ehrbare Leute damit rechnen, »von einer Rotte Straßen-Räuber überfallen und bis aufs Hemd« ausgeraubt und fortgejagt zu werden (302). Die Habgier macht selbst vor Kirchendiebstählen nicht halt (316), und Meuchelmord wird schon dann begangen, wenn der Täter sich an jemandem rächen will, gegen den er einen Prozeß verloren hat (347).

Hat der »armor sceleratus habendi« fast alle Hemmschwellen gegenüber dem offenen Verbrechen beseitigt, so kann er höchstens von einem allgemeinen Sittenverfall noch übertroffen werden. Ihn schildert Schnabel weitaus drastischer als seine Vorgänger seit

Morus. Duell-Affären illustrieren die Brüchigkeit und Inhumanität der herrschenden Ehrbegriffe (318). Religiöse Intoleranz scheint zur Normalität des Alltags zu gehören: Der Andersgläubige wird »ein verfluchter Ketzler gescholten«, um ihn wirksamer drangsaliieren zu können. Der Ehebruch gehört noch zu den weniger schwerwiegenden Indizien des allgemeinen Niedergangs der Sitten. So schildert Schnabel das Verhältnis eines jungen Hauslehrers mit der Frau eines Amtmannes voller Ironie. Zwar verstand dieser von den alten Sprachen und anderen Wissenschaften kaum mehr als sein Schüler. Doch habe er der Frau Amtmännin Ovids *De arte amandi* desto besser zu erklären gewußt, »indem beide die Privatstunden dermaßen öffentlich zu halten pflegten, daß ihre freie Aufführung dem Amtmann endlich selbst Verdacht erwecken mußte« (111).

Sexuelle Nötigung gehört in Schnabels Europa zur ständigen Bedrohung, der Frauen ausgesetzt sind (365). Der Leser wird Zeuge einer Szene, wie ein Bruder versucht, seine beiden Schwestern zur Prostitution zu zwingen (285). Des Angriffs auf ihre Integrität, zu dem die »geile Brunst« einige »verhurte Schandbuben«, auch »Huren-Hengste« von Schnabel genannt (291), verleitet, können sich die betroffenen Frauen nur dadurch erwehren, daß sie auf die Vergewaltiger mit dem Messer einstechen (293). Umgekehrt werden die Prostituierten von Schnabel durchgehend mit pejorativen Begriffen charakterisiert wie »Schandmetze«, »Schandhure«, »Schand-Balg, deren Geilheit unaussprechlich« ist (296) usw. Aber auch die sogenannte »Blutschande« fehlt nicht in Schnabels düsterem Szenario der europäischen Dekadenz. So hat Lemlie, der moralisch defekte Kapitän, mit dem Albert Julius, der Gründungsvater des idealen Gemeinwesens, auf der Insel Felsenburg strandete, mit 18 Jahren seine Schwester vergewaltigt: Später unterhielt er mit ihr über drei Jahre lang ein sexuelles Verhältnis. »Zwei Huren-Kinder«, so heißt es bei Schnabel, die aus dieser Verbindung hervorgingen, habe er ermordet »und in Schmelztiegeln als eine besonders kostbare Masse zu Asche verbrannt«. Als die Eltern Lemlies von diesem Verbrechen erfuhren und eine Untersuchung forderten, »wurden sie beide in einer Nacht durch beigebrachtes Gift in die andere Welt geschickt« (195).

Überhaupt ist die Kindestötung ein Delikt, auf das Schnabel mit besonderem Nachdruck hinweist, wenn er einen Fall schildert, in dem die Täterin zusammen mit ihrer Mutter versucht, den Verdacht auf eine Unschuldige zu lenken. Die Denunzierte wird vom Richter aufgefordert, die Tat zuzugeben, andernfalls drohe ihr die Folter. Um der »schmählichen Tortur« zu entgehen, gesteht sie die Tat (358). Nur durch einen Zufall wird sie am Ende doch freigesprochen. Aber die Gerichte erpressen nicht nur mit Hilfe oder durch Androhung der Folter die von ihnen gewünschten Geständnisse; die Justiz selbst läßt einen Tiefpunkt moralischer Verkommenheit erkennen: Ein Richter stellt z.B. auf eine bloße Vermutung hin einen Haftbefehl gegen zwei Unschuldige aus: Sie werden »unwissend, warum, gefangen und in Ketten« gelegt (305). Gleichzeitig beginnt er nach einer Weile die unschuldig Inhaftierten »fast ganz zu vergessen« (307).

## II.

Der »Jammer-Stand« »auf der höchsten Höhe des Unglücks« (367), in dem sich eine Frau befunden hat, bevor sie auf der Insel Felsenburg Zuflucht fand, läßt sich auch als Signum der moralischen Krise der europäischen Zivilisation im Ancien Régime verstehen. Ihr konfrontiert Schnabel seine Antithese in Gestalt einer fiktiven Gegenwelt. Der Tradition der älteren Utopie folgend, wird er nicht müde, sie als einen Ort der sozialen Harmonie darzustellen, der das Sterben »in Ruhe, ohne Verfolgung, Kummer und Sorgen« (266) ermöglicht. Neuankömmlinge empfinden ihre Rettung durch die Einwohner der Insel Felsenburg, »als ob die allerelendsten Leute von der ganzen Welt« in den »allerglücklichsten Stand auf Erden« versetzt werden (300). Ein an der Küste der Insel Gestrandeter fragt sich denn auch, »ob er sich unter Engeln oder sterblichen Menschen« befindet (263). Tatsächlich scheint auf den ersten Blick die religiöse Motivation Schnabels seinem utopischen Konstrukt, das mit der Prämisse der Machbarkeit steht und fällt, den Boden zu entziehen. So ist es »das Gebet der Felsenburger und ihr Gottvertrauen, das gleichsam als Ursache der Hilfe Gottes aufgefaßt wird und ihnen diese Hilfe fast automatisch zukommen läßt«. <sup>13</sup> Auch wird der Insel Felsenburg immer wieder attestiert, sie sei ein »irdisches Paradies« (88), das schönste »Lust-Revier der Welt«, bei dessen Anblick »unsere Augen eine gute Zeit recht starr offenstehen, der Mund aber, vor Verwunderung des Gemüts geschlossen bleiben mußte« (97). Schon Albert Julius war, als er die Insel entdeckte, davon überzeugt, »daß er das schönste Paradies vor sich habe, »woraus vermutlich Adam und Eva durch den Cherub verjagt worden« sind (152). Die Bevölkerung ist nach biblischem Vorbild in neun Stämme aufgeteilt, an deren Spitze der patriarchalische »Altvater« steht. »Parallelen zum Himmlischen Jerusalem und Anspielungen auf das biblische Paradies finden sich an vielen Stellen des Romans, so daß der Leser darin ein Modell für die Felsenburg-Utopie erblicken kann«. <sup>14</sup>

Doch diese biblische Metaphorik kann nicht darüber hinwegtäuschen, daß das Gemeinwesen der »Insel Felsenburg« durchaus die Merkmale einer »vernünftigen« Zivilisation trägt. Das Produkt planvollen Handelns kann sie zu ihrem Funktionieren durchaus der göttlichen Hilfe entraten. So ist charakteristisch, daß man nicht auf die göttliche Fügung wartet, von gestrandeten Schiffen mit Menschen und Material versorgt zu werden, die man zum Überleben in einer Zivilisation benötigt. Vielmehr bauen die Felsenburger selber Schiffe, um sich aus Europa mit fehlenden Handwerkern, Künstlern, Pastoren und Ehepartnern <sup>15</sup> ebenso einzudecken wie mit technischem Gerät. Dieser auf Felsenburg festzustellende utopische Geist des Machens hat – wie in den älteren Utopien – seine Entsprechung in der an geometrischen Formen orientierten Struktur der Insel, ihrer Bebauung und Besiedelung sowie in der Homogenität der Lebensbedingungen. Im Zentrum der fast rechteckigen Insel ist die Residenz des Patriarchen Albert Julius errichtet. Zu ihr führen zwei gerade Alleen, die an dem Hügel enden, auf dem das Schloß gebaut wurde. »Doch etwa 30 Schritte (...) vor (dessen) Ausgang (...) sind die Bäume« so angeordnet worden, »daß sie

13 Hans-Joachim Mähl: Die Republik des Diogenes. Utopische Fiktion und Fiktionsironie am Beispiel Wielands, in: Utopieforschung. Interdisziplinäre Studien zur neuzeitlichen Utopie. Hrsg. v. Wilhelm Vosskamp, Bd. III, Frankfurt am Main 1985, S. 79.

14 Vosskamp: »Ein irdisches Paradies« (Anm. 6), S. 97.

15 Vgl. Mähl: Die Republik (Anm.13), S. 79.

oben ein rechtes europäisches Kirchengewölbe« bilden und als eine schöne Sommerlaube dienen. Der Schloßgarten, der ein Quadrat bildet, wird durch einen Kreuzweg in vier gleiche Teile untergliedert, in denen jeweils unterschiedliche Pflanzen und Bäume wachsen (101f.). Um die Residenz herum sind die neun Siedlungsgebiete der Insel angeordnet. Deren Haushalte, also der Kernbereich der gesellschaftlichen Reproduktion, zeichnen sich in allen diesen Regionen durch Gleichförmigkeit aus (328), von unwesentlichen Differenzierungen abgesehen. Sie bestehen aus 10 bis 21 Häusern, die alle mit Scheunen, Ställen und Gärten ausgestattet sind. Der Lebens- und Entwicklungsstandard in allen Siedlungen ist völlig homogen; im Unterschied zu den älteren Utopien ist jedes Stadt-Land-Gefälle vermieden, weil dieses Utopia nicht mehr eine »Idealstadt« zum Vorbild hat.

Nach einer systematischen Begründung des Normenkonsens dieses idealen Gemeinwesens sucht man bei Schnabel vergebens. Doch läßt seine Beschreibung zwei Prämissen erkennen, die, wie es scheint, für das normative Gefüge des zwischenmenschlichen Zusammenlebens auf der Insel Felsenburg entscheidend sind:

1. Die hierarchischen Strukturen der europäischen Zivilisation sind prinzipiell außer Kraft gesetzt. Als Lemlie, der berüchtigte Kapitän des Schiffs, mit dem der spätere Gründungsvater Albert Julius auf der Insel Felsenburg strandet, auch hier das Kommando zu führen versuchte, wurde ihm entgegengehalten, daß seine Befehlsgewalt beendet sei: Jetzt gelte einer so viel wie der andere; ausgeführt werde, wofür sich die meisten Stimmen entscheiden. Weigerte sich der Dritte, das zu tun, was die anderen zwei wollten, »so mag er elendiglich krepieren« (140). Auch die Statusunterschiede zwischen dem Adel und dem Bürgertum, dem Edelmann und der »bloßen Privatperson« gelten nicht mehr. Die zwischenmenschlichen Beziehungen kennen, wie die Heirat zwischen Albert und Concordia zeigt, nur ein Kriterium: das der freiwilligen Bindung auf der Grundlage persönlicher Zuneigung und Tugend (190ff.). Gleichzeitig wird aber die Autonomie der einzelnen dadurch in die Solidargemeinschaft der Felsenburger eingebunden, daß sich die Individuen dem »aufgeklärten« Patriarchat des Gründungsvaters freiwillig unterwerfen.

2. Schnabel folgt der älteren Utopietradition auch in der Übernahme des Gebots, daß nur guten und auserwählten Menschen der Zutritt zur Insel erlaubt wird. Zwar sind wie etwa in Andreaes *Christianopolis* oder in de Foignys Australien-Utopie strenge Aufnahmeexamen nicht vorgesehen. Doch im Resultat wirken analoge Ausgrenzungsmechanismen: Dadurch, daß die Bösen ertrinken oder auf andere Weise umkommen, können sich Habgier und Eigennutz nicht mehr auf der Insel auswirken. Die Folgen sind eindeutig: »Der Normenkonsensus der Inselbewohner braucht nicht weiter begründet zu werden, weil die Frommen unter sich bleiben, die verstockten Sünder sterben, und nur deshalb funktionieren auch die sozialen Einrichtungen.<sup>16</sup> Dies vorausgesetzt, sind denn auch alle Neuankömmlinge bereit, sich freiwillig auf die Regeln des zwischenmenschlichen Zusammenlebens festzulegen, die von Albert und Concordia, dem Gründerehepaar, entwickelt wurden:

16 A.a.O., S. 63.

»Denn alle die Unsrigen erzeugten uns Gehorsam, (...) so daß eine vollkommene Liebe und Eintracht unter uns allen anzutreffen war« (369).

Nun verdankt sich der soziale Konsens freilich nicht nur der Ausgrenzung der negativen Seiten der europäischen Zivilisation; er hat darüber hinaus – wie seit Platon und Morus in der Utopietradition zu beobachten ist – eine originäre materielle Basis in den Eigentumsverhältnissen der Insel selbst. Bei den ersten Gestrandeten galt als Maxime: »Die Viktualien und andere Sachen sind gemeinschaftlich« (140). Zwar wohnen die Familien in individuellen, d.h. eigenen Häusern und nicht in kollektiven Wohnpalästen wie etwa bei Campanella oder Vairasse. Doch ist diese persönliche »Habe« selbst wieder nur Ausfluß des solidarischen Verhaltens aller: So ist davon die Rede, daß sich alle »als Brüder« beim Hausbauen »einander und in anderen Dingen redlich zur Hilfe kommen« (371). Im übrigen deutet vieles darauf hin, daß der Boden in den neun Siedlungsgebieten von den einzelnen Familien als eine Art Stammesbesitz (206) genutzt wird; jedenfalls ist eine zentralisierte politische Instanz, die, wie bei Morus, Campanella, Morelly und anderen das gesamte Wirtschaftsleben kontrolliert und reguliert, nirgendwo zu erkennen. Die Verfügung über den Boden bleibt innerhalb des überschaubaren Rahmens einer Stammesgemeinschaft patriarchalisch gebunden. Besitzindividualismus kann nicht aufkommen, da der Boden keine über den Markt veräußerbare Ware ist. Aber nicht nur deswegen sind alle wettbewerbsbezogenen Akkumulationsmechanismen stillgelegt. Die Insel zeichnet sich darüber hinaus durch einen fruchtbaren Boden und ein mildes Klima aus: Die Natur selbst sorgt für eine solche materielle Sicherheit, daß Konkurrenz und Konflikt aufgrund der Knappheit von Gütern gar nicht erst aufkommen können.

Damit ist übergeleitet zu der Frage, wie die materielle Reproduktion auf der Insel organisiert wird. Der Gründungsvater Albert Julius legte von Anfang an die ausschließlich an der Bedürfnisbefriedigung orientierte Vorratswirtschaft als die verbindliche Struktur der Inselökonomie fest. Das Maß der täglich zu verrichtenden Arbeit wird denn auch von dem Ziel bestimmt, die Wirtschaft in einen solchen »guten Stand zu setzen«, daß die Insulaner »im Fall der Not sogleich alles«, was sie »brauchten, bei der Hand haben könnten« (213). Allerdings konfiguriert diese Option mit dem natürlichen Reichtum der Insel. Der erwirtschaftete Überfluß, so erfahren wir, hatte im Jahr 1666 ausgereicht, um noch weitere 100 Menschen zu ernähren; da es keine Abnehmer gab, mußte eine große Menge des besten Getreides »liederlich verderben« (269). Wie in den älteren Utopien, ist die Hauptquelle des Reichtums der Felsenburger die Landwirtschaft: Neben Ackerbau wird vor allem Obstzucht, Gemüse- und Weinanbau betrieben; aber auch die Waldwirtschaft, die Jagd und der Fischfang tragen zum Lebensunterhalt bei. Daneben sind in einigen Regionen Werkstätten zur Holz-, Stein-, Metall- und Salzgewinnung errichtet (331). Auch werden neben der Schuhproduktion (128), Bauhandwerke und Eisengießereien erwähnt, die ihre Metalle aus den Bergwerken der Insel beziehen (328). Gleichzeitig entfällt dadurch, daß man produziert,

ohne auf »Wucher« bzw. Profit aus zu sein, die Notwendigkeit des Geldes (331). So tauschen Handwerker ihre Produkte gegen Güter aus, die in unmittelbarer Nähe nicht hergestellt werden (128). In einem Siedlungsraum, in dem die Bewohner für die Wartung von Brücken und Schleusen verantwortlich sind, erheben die Insulaner einen »gewissen Zoll an Weinen, Salz und anderen Dingen«, die sie in ihrer Gegend nicht erhalten können (301). Das auf Felsenburg vorhandene Gold ist für die Bewohner nutzlos, weil sie mit niemandem in der Welt Handel treiben. Sollte dies aber in Zukunft der Fall sein, so ist es nur erlaubt, solche Güter einzuführen, die man zur besseren Befriedigung der »natürlichen« Bedürfnisse benötigt.

Schnabel folgt im übrigen der älteren Utopietradition auch in der Hinsicht, daß er die Überflußproduktion seines an der Selbstversorgung ausgerichteten Wirtschaftsmodells durch drei zusätzliche Argumente abzusichern versucht:

1. Er geht von der vollständigen Mobilisierung der Arbeitsressourcen aus: »Alle Winkel zeugten«, so heißt es, davon, »daß die Einwohner keine Müßiggänger sein müßten« (127f.). Immer wieder ist von gutbestellten Feldern die Rede, auf denen fleißige Menschen arbeiten (108). Bei der Schilderung der neun Siedlungsräume hat man den Eindruck, als ob die Arbeit (neben der Religion) der zentrale Lebensinhalt der Felsenburger ist. Da der natürliche Reichtum der Insel die Intensität der Arbeit eigentlich überflüssig macht, ist die Vermutung nicht abwegig, daß sie auch der Selbstentfaltung der einzelnen dient.

2. Die Wirtschaft hat es mit einer konstanten und begrenzten Nachfrage zu tun, weil sie nur für solche Bedürfnisse produzieren muß, die durch einfache Speisen, Kleidung etc. zu befriedigen sind. Wie in den älteren Utopien, herrscht ein strikter Luxusverzicht vor: Gold, Silber, Perlen etc., obwohl in großen Mengen auf der Insel vorhanden, genießen nur ein geringes Ansehen; jeder sieht in ihnen die Ursache von Hochmut, Geiz, Wucher und den daraus folgenden Lastern (341).

3. Schließlich teilt Schnabel uneingeschränkt die Hochachtung der älteren Utopietradition vor der europäischen Technik, die für eine Erhöhung der Produktivität der Arbeit sorgt. So betreibt der Gründungsvater Albert Julius gezielt eine Art Technologietransfer, indem er Handwerker, Mathematiker, Chirurgen etc. anwerben läßt. Ihm kommt es darauf an, die technischen Errungenschaften der europäischen Zivilisation zu rezipieren, »ohne damit die historischen Voraussetzungen und Entartungserscheinungen eben dieser kulturellen Entwicklung (...) mit in Kauf nehmen zu müssen«. <sup>17</sup> Entsprechend unterwerfen die Felsenburger die Natur durchaus dem Kriterium der Nützlichkeit. Zu Recht ist bemerkt worden, daß in Schnabels Utopie von einer Dominanz der »zivilisatorischen Rationalität« gesprochen werden kann. <sup>18</sup>

17 Mähl: Die Republik (Anm.13), S. 63.

18 Meid/Springer-Strand: Nachwort (Anm. 2), S. 602.

### III.

Wie läßt sich das politische System charakterisieren, das das Funktionieren des Wirtschaftslebens gegen Störungen von innen und außen zu schützen hat? Für Schnabel ist entscheidend, daß es wie



in den meisten älteren Utopien aus den Familien hervorgeht, aber in unterschiedlicher Weise. Im älteren Utopie-Diskurs war die patriarchalische Familie, wenn sie nicht durch die Frauen- und Kindergemeinschaft ersetzt wurde, eine Agentur des »starken Staates«. Mit Amtscharakter versehen, hatte sie entscheidenden Anteil daran, daß die Interessen der einzelnen mit denen der Gesamtheit übereinstimmten. Bei Schnabel kehrt sich dieses Verhältnis um: Konsensstiftend sind nicht die Institutionen des starken Staates, sondern die universellen Normen der Tugend und der Moral, die im Schoß der Familie gelebt und die offensiv gegen die Verderbtheit der europäischen Zivilisation ausgespielt werden. Doch die Frage ist, wie die Ehe verfaßt sein muß, um diese dem staatlichen Eingriff vorgelagerte Integrationsleistung zu erbringen.

Zunächst nimmt Schnabel eindeutig gegen die Frauengemeinschaft bei Platon und Campanella Stellung. So macht nach der Landung der Schiffbrüchigen Kapitän Lemlie den Vorschlag, daß sich die drei Männer die einzige Frau teilen, die die Schiffskatastrophe überlebt hatte. Diese Frauengemeinschaft, so Lemlie, sei möglich, »weil wir hiesigen Orts keiner weltlichen Obrigkeit unterworfen sind«. Daher könnten sich die drei Männer ihre Gesetze »nach eigenem Gefallen machen«. Der Himmel aber werde diese Regelung akzeptieren, »weil wir ihm zur Dankbarkeit (...) eine ganz neue Kolonie erzeugen« (156). Charakteristischerweise wird jedoch dieser Vorschlag abgelehnt: Die Felsenburger folgen den Utopiern des Thomas Morus, wenn sie in der monogamen, auf Freiwilligkeit beruhenden Ehe die ideale Form des Zusammenlebens der Geschlechter sehen. Ausdrücklich gilt nur der zur Ehe motivierende Sexualtrieb als ein Verlangen, das der Natur, der Vernunft, aber auch dem göttlichen und menschlichen Gesetz gemäß ist (236f.) Statusfragen spielen bei der Eheschließung ebensowenig eine Rolle wie die Mitgift (243). Was zählt, sind Tugend, Frömmigkeit und Sympathie, die bei den Liebenden einen höheren Wert darstellen als »das Ansehen des größten Fürsten oder anderer Herren« (239). Andererseits wird, wie schon hervorgehoben, eine regelrechte Heiratsplanung betrieben. Die Felsenburger veranstalten große Seereisen, um für ihre Jugendlichen von außerhalb geeignete Ehepartner zu finden (248f.); aber auch Schiffbrüchige decken den Bedarf an Ehefrauen und -männern für die heranwachsenden Kinder. Für die Ehe selbst sind 4 Bedingungen vorgeschrieben: 1. Der Bewerber muß unverheiratet sein; 2. er ist verpflichtet, zur evangelisch-lutherischen Religion überzutreten; 3. es wird von ihm erwartet, friedlich mit seiner Frau und den anderen zusammen zu leben; 4. er hat sich zum ständigen Aufenthalt auf der Insel zu verpflichten, außer im Falle dringender Not (267).

Die Ehe hat, freilich in humanisierter Form, patriarchalischen Zuschnitt; von den Hausvätern dominiert, setzen deren Entscheidungen immer die Zustimmung der Frauen voraus. Auch ist ihr loyales Verhalten gegenüber den Ehegattinnen eine lebensweltliche Selbstverständlichkeit. Im Grunde betont Schnabel diese intakten Familien und Familienbeziehungen in einem so starken Maße, daß zur Integration des Gemeinwesens politische Institutionen nur noch eine untergeordnete Rolle spielen. Dies vorausgesetzt, sind

Schnabels Hinweise auf das politische System im engeren Sinne eher spärlich. In Analogie zum biblischen Canaan wird, wie schon angedeutet, das Land neun Stämmen zugeordnet. Diese Stammväter erkennen Albert Julius als ihren Patriarchen an, dem sie »als ihrem Vater und König« ein schönes Gebäude als Residenz errichten (373). In seinem »politischen Testament« legt er die Struktur der Verfassung der Republik »Insel Felsenburg« fest; sie orientiert sich zweifellos am Modell einer gemischten Verfassung: »1) soll mein erstgeborener Sohn Albertus Julius II. nach meinem Tode auf diesem meinem Stuhl sitzen und an meiner Statt das Oberhaupt dieser Insel sein. Nach dessen Tod folgt ihm sein Sohn Albertus III., weiter aber soll sich das Recht der Erstgeburt aber nicht erstrecken; sondern nach dem Ableben Alberti III. soll derjenige, welcher in den Stämmen meiner Söhne« der Älteste ist, »das Regiment haben«.<sup>19</sup>

Allerdings darf das Oberhaupt nicht wie ein souveräner Fürst regieren oder befehlen; vielmehr ist er verpflichtet, »seine Macht und Gewalt (...) durch das Ansehen und die Stimmen mehrerer Personen« zu teilen und somit seine Herrschaft einzuschränken.<sup>20</sup> Dieses Modell einer »Mischverfassung«, das neben dem Regenten auch Vertretungskörperschaften des »Volkes« vorsieht, folgt den Vorstellungen der älteren Utopie-Tradition. Doch im Gegensatz zu ihr spielt bei Schnabel die Institutionalisierung des politischen Willensbildungsprozesses nur eine untergeordnete Rolle. Zwar schließen sich »Hinweise auf ein beratendes Gremium (bestehend aus den neun Gemeindeältesten und 27 Beisitzern) und auf die Rolle der Geistlichkeit an. Allerdings wird nicht erklärt, wie man sich die angedeutete Mitwirkung der Bürger vorzustellen habe, es fehlt jede Definition ihrer Rolle in der Leitung der Geschäfte des Gemeinwesens, das manche Züge »einer benevolenten Monarchie« trägt«.<sup>21</sup>

Wie in der älteren Utopietradition, so spielt auch auf der Insel Felsenburg die Justiz nur eine untergeordnete Rolle. Allerdings werden Neuankömmlinge, die sich auf der Insel niederlassen wollen, durch Eide verpflichtet, die »ordentliche Obrigkeit in geistlichen und weltlichen Sachen« anzuerkennen und sich bei Verbrechen deren Urteilen und Strafen zu unterwerfen (416). Offenbar übt bei weltlichem Vergehen der Gründungsvater bzw. der Patriarch Albert Julius und bei geistlichen Delikten der Inhaber des evangelisch-lutherischen Pfarramtes die Richterfunktion aus. Allerdings ist interessant, daß Schnabel den Fall nicht ganz ausschließt, »daß in künftigen Zeiten etwa der Satan, auf Gottes Zulassung, wie im Paradiese, also auch auf dieser Insel, die Menschen zu großen Sünden, Schande und Lastern zu reizen und verführen trachten werde«. Breche sich eine solche Entwicklung Bahn, so seien die Geistlichen und die Ältesten verpflichtet, »heilsame Gerichte und Ordnungen zu stiften«.<sup>22</sup> Dieses Zitat ist zu Recht als ein »Zeichen für die starke Stellung der Institution Kirche« interpretiert worden, »die aber eine pietistisch gefärbte, empfindsame Frömmigkeit nicht ausschließt«.<sup>23</sup> Tatsächlich wird, wie schon bemerkt, von ihr, zusammen mit Vernunft und Rechtschaffenheit, das Alltagsleben der Inselbewohner weit nachhaltiger geprägt als von

19 Johann Gottfried Schnabel: Wunderliche FATA einiger See-Fahrer, Bd. III, Nordhausen 1736, S. 244.

20 Ebd.

21 Meid/Springer/Strand, Nachwort (Anm.2), S. 601.

22 Schnabel: Wunderliche FATA, Bd. III (Anm.19), S. 245.

23 Meid/Springer-Strand: Nachwort (Anm. 2), S. 602.

den politischen Institutionen. So finden regelmäßig Betstunden statt (102). Die Sabbatsfeiern werden durch zwei Kanonenschüsse angekündigt (105). Fest-, Bet- und Fasttage gehören zum festen Bestandteil des Jahresablaufs der Insulaner (211). Bibeln gelten auf der Insel als besonders kostbare Geschenke (104), und der Bau der Kirche hat den Rang einer Staatsaktion: An der Entscheidung über den Platz ihrer Errichtung wirken neben dem »Altvater« die Ältesten und Vorsteher der neun Stämme mit (106).

#### IV.

Abschließend bleibt noch die Frage offen, welchem Utopietypus Schnabels »Insel Felsenburg« zuzuordnen ist. Wie das Inselmotiv bereits andeutet, stellt sie ohne Zweifel eine Variante der sogenannten Raumutopie dar: Erst durch die radikale räumliche Distanzierung von der zeitgleich existierenden europäischen Zivilisation sind die Voraussetzungen für den Aufbau einer idealen Gegenwart gegeben.

So ist das Landesinnere der Insel Felsenburg, ohnehin schon durch eine klippenreiche Steilküste vom Meer abgeschottet, zusätzlich durch einen tiefen Graben geschützt, der über eine Schleuse je nach Bedarf ent- oder bewässert werden kann (88). Das Landesinnere ist nur durch einen Höhlengang (97) sowie durch vier weitere geheime Wege von allen vier Himmelsrichtungen zu erreichen, die nur die Einheimischen kennen (369). Bei der Anwerbung neuer Siedler achten die Felsenburger peinlich darauf, daß »nur gewissen auserlesenen Leuten« der Zugang zur Insel gestattet wird (404). Aber auch die innere Einstellung der Utopier Schnabels zu ihrem Gemeinwesen ist im Unterschied zu Daniel Defoes berühmtem Roman evident genug: *Robinson Crusoe* betrachtet bekanntlich den Aufenthalt auf seiner Insel als ein vorübergehendes Exil; im Grunde seines Herzens sehnte er sich zurück nach der europäischen Zivilisation. Bei den Felsenburgern hingegen ist »das Verlangen nach unserer Vaterlande (...) ganz erstorben« (25): Sie identifizieren sich ohne Vorbehalt – wie die Einwohner der anderen utopischen Staaten auch – mit ihrem Gemeinwesen. Auch die Statik der sozio-politischen Verhältnisse, die vom Gründungsvater Albert Julius ein für allemal festgelegt worden sind, deutet auf Strukturmerkmale der von Morus kreierten Renaissance-Utopie hin: Sie sind dem sozialen Wandel enthoben und werden zu einem ahistorischen Ideal stilisiert, das der »fortunabestimmten« (Vosskamp) empirisch-realen Welt Europas als die bessere Alternative dichotomisch gegenübertritt.

Trotz dieser Übereinstimmungen ist nicht zu übersehen, daß Schnabel mit seinem Entwurf aus dem langen Schatten der Utopia des Thomas Morus heraustritt. Schildert Morus sein ideales Gemeinwesen mit beobachtender Distanz, so ist der emotionale Bezug aller, die die Insel Felsenburg kennen, zu deren Errungenschaften unübersehbar: Schnabels originäre Leistung besteht darin, daß er die Raum-Utopie ganz im Sinne der »anthropologischen Wende«<sup>24</sup> der Aufklärung des 18. Jahrhunderts »psychologisiert«. In seinem Entwurf schildert er Individuen mit konkreten Lebensschicksalen, die sich ihres unverwechselbaren Eigenwertes bewußt

24 Vgl. Jörn Garber: Utopiekritik und Utopie-adaption im Einflußfeld der »anthropologischen Wende« der europäischen Spätaufklärung, in: Die Politisierung des Utopischen im 18. Jahrhundert. Hrsg. v. Monika Neugebauer-Wölk und Richard Saage, Tübingen 1996, S. 87-114.

sind, während sie in der Renaissance-Utopie als bloße Funktionsträger übermächtiger Institutionen in Erscheinung treten. Von ihnen konsumiert, ist die Kontrolle und lückenlose Integration der einzelnen in das Gemeinwesen das vorherrschende Ziel. Bei Schnabel dagegen muß die Erreichung des individuellen Glücks innerhalb der monogamen Ehe als der entscheidende Bezugspunkt seiner Utopie gelten: Wenn man so will, minimisierte er die Institutionen zugunsten der sich entfaltenden Privatheit und des ihr entsprechenden individuellen Glücksanspruches der einzelnen.

Es kommt aber noch ein zweiter wichtiger Unterschied hinzu. Ebenso bedeutsam wie die Subjektivierung der Utopie ist nämlich, daß Schnabel im Gegensatz zu Morus seine Utopie nicht einfach als ideales Gemeinwesen vorstellt, das von den Schiffbrüchigen lediglich »entdeckt« wird. Vielmehr setzt er die Entdecker zugleich mit eben jenen Akteuren gleich, die den idealen Staat erst errichten. Schnabel läßt also – in dieser Hinsicht sicherlich von Defoes Robinson Crusoe inspiriert – den Leser an der Genese bzw. dem Prozeß der Herausbildung einer neuen Zivilisation im kleinen teilhaben, die, wie schon hervorgehoben, alle technischen Errungenschaften Europas – vom Schiffsbau bis zur Herstellung des Schießpulvers – zu ihrer Vervollkommnung nutzt: verbunden freilich mit dem Ziel, dem moralischen Verfall Europas eine genuine Alternative gegenüberzustellen.